Entkirchlichung der weißrussischen Bevölkerung zu gelten habe. Das letzte Dokument, die Entscheidung des Lokalkonzils der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche (Kiewer Patriarchat), scheint vorerst einen Schlusspunkt unter die Debatte zu setzen, da es seine Auflösung zugunsten der neuen Autokephalie nicht anerkennt und weiterhin „zum Wohle des ukrainischen Volkes und des ukrainischen Staates existiert und arbeitet“ (148). Damit ist aber vielmehr ein Doppelpunkt gesetzt, denn das Dilemma in der Ukraine wird noch lange die Situation dort und in der ganzen ökumenischen Welt prägen.

Barbara Hallensleben hat durch die Übersetzung und Veröffentlichung wesentlicher Dokumente zu einem besseren Verständnis im deutschsprachigen Raum der Vielschichtigkeit der ukrainischen Frage beigetragen. Trotz der Auswahl der Dokumente, die einen gewissen Überhang an russischen Positionen erkennen lässt, wird damit der Leserin und dem Leser verständlicher, dass es hier nicht nur um einen (kirchen-)politischen Konflikt geht, sondern vielmehr Fragen der Kirchengeschichte, des kanonischen Territoriums, des Hoheitsanspruches, des Rangs der Dipytychen und schlussendlich die Frage nach dem Recht zur Verleihung von Autokephalie berührt sind. Und daher ist der Herausgeberin nur zuzustimmen, wenn sie bereits in ihrer Einleitung zur Ukraine-Frage fest-

hält: „Kirchliche Einheit wird nur durch eine ‚Heilung der Erinnerungen‘ möglich sein, durch Vergebung und Versöhnung, nicht durch den Kampf darum, wer Recht behält und den anderen ins Unrecht setzt“ (7).

Verena Hammes

BOTSCHAFT DER FREUDE

Kurt Kardinal Koch, Gottes Freude und Freude an Gott. Perspektiven heutiger Glaubensverantwortung. Verlag Herder, Freiburg i.Br. 2020. 575 Seiten. Gb. EUR 68,00.

Der Autor, von 1989–1996 Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft in Luzern, von 1995 bis 2010 Bischof von Basel, ist seit 2010, von Papst Benedikt XVI. als Nachfolger von Kardinal Kasper berufen, Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. In dieser Eigenschaft hat er insbesondere im Dialog mit dem Lutherischen Weltbund bedeutende Fortschritte im Verhältnis zur evangelischen Seite ermöglicht, die mit der gemeinsamen Erklärung „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ (2013) im Reformationsgedenken wirksam wurden. Mit dem Titel dieser Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen aus den letzten Jahrzehnten will er zum Ausdruck bringen, „dass die Kirche heute berufen ist, Zeugnis zu geben von jener Freude,

zu der der christliche Glaube uns ermächtigt, weil wir im Glauben daran leben dürfen, dass Gott selbst Freude an uns hat“ (11). Freude – dieses Motiv leuchtete schon auf in der ihm vor fünf Jahren gewidmeten Festschrift.

Und er möchte – er ist auch Liturgiewissenschaftler! – „die Freude an der Schönheit des christlichen Glaubens“ wecken. Dieses Anliegen spiegelt sich insbesondere im zweiten der sieben Abschnitte, die je einer Dimension des Glaubens – und also heutiger Glaubensverantwortung – gewidmet sind: der doxologischen. Er enthält Beiträge zum „Gebet als Sprache des hoffenden Menschen“, zur „Liturgie der Kirche als Fest des lebendigen Glaubens“, und zur „Eucharistie als Liturgie und Leben“. Zu ihr regt er eine „mystagogisch-existentielle Erschließung“ an. Er beschreibt sie als „erzchristlich“ und mahnt zur „österlichen Eucharistiegemeinschaft am Sonntag“ (152).

Im Eingangsbeitrag, der auch in einer Festschrift für Kardinal Schönborn veröffentlicht ist, in (I) „theozentrische Dimension“, setzt sich der Autor anhand des Gleichnisses von den verlorenen Söhnen mit der Sorge des heutigen Menschen, des „Freiheitskünstlers“, der sich selbst so leicht verfehlt, auseinander, der Glaube könnte seine Freiheit einschränken, die er ihm doch gerade gewährt: in dem „anthropologischen Geheimnis“ seiner Gottbezogenheit. In seiner Gotteskrise, wie

J. B. Metz es formulierte, dem verlorengegangenen Primat der Gottesfrage (die er auch in den kirchlichen Debatten beklagt), gefährdet er sein Menschsein, das er selbstmächtig konstruieren will. Ist dies (nur?) Schuld oder (auch?) Schicksal? Die Moderne mit ihrem Bestehen auf der Freiheit von Individuum wie Gesellschaft gründe in „radikaler Antithese zur Idee der Überlieferung“, wie J. Ratzinger (1964) zitiert wird, der auch sonst regelmäßig erster Gewährsmann der Argumentation ist. Sie scheint schlechte Karten auf eine heilsgeschichtliche Chance zu haben. Wird sie doch in eins gesehen mit Absolutsetzung der technischen Rationalität, Zerstörung aller Werte einschließlich des Wesens des Menschen (greifbar bes. auch in der Genderfrage) und prinzipieller Verfügbarkeit der gesamten Wirklichkeit. Die sog. „neuen europäischen Werte“ münden in „Dogmatisierung des Relativismus“ und der „intoleranten Durchsetzung der Toleranz“ (20f) – in wenig Gutes demnach.

Auch verantwortungsbewusste Zeit-Genossen, Naturwissenschaftler, Biologen, Soziologen, seien sie Nicht-Christen oder Christen, dürften sich freilich fragen, wie sie hier bei jenem der beiden „verlorenen Söhne“ landen konnten, der das Symbol der Moderne abgibt (der andere bliebe für die der Tradition verbunden gebliebene Kirche: ist aber dieser im Evangelium nicht

der nicht weniger problematische, weil allzu Freude-lose?). Oder ein Philosoph wie Jürgen Habermas, der von der spannungsvollen Geschichte des neuzeitlichen Diskurses von „Vernunft und Freiheit“, obwohl selbst, wie er bekannte, „religiös unmusikalisch“, gleichwohl auf dem Hintergrund der „ökzidentalen Konstellation von Glauben und Wissen“ handelt, um die Perspektiven einer gewiss nicht nur scheinbaren Humanität und menschenwürdigen Gesellschaft in einem *nach*-metaphysischen Zeitalter auszuloten. Es sei hier gefragt: Muss sich nicht eine Theologie, die voraussetzt, dass Gott auch der Moderne, wie allen Zeiten, gleichzeitig ist und mit allen gleichermaßen „fertig wird“ (nach Dietrich Bonhoeffer), sich mit ihr eher ins Gespräch als in Herablassung begeben? Und eine Sprache finden, die, gewiss aus der Tradition gespeist, in heutiger Verantwortung das Evangelium zu verkünden verpflichtet ist? Angesichts der unbestreitbaren Gefahr der „Reduktion des Menschen auf seine Subjektivität“ und sein Oberflächenbewusstsein, das Tiefe und Solidaritätsbewusstsein vermissen lässt (31) – wie soll es der Kirche gelingen, alles, was theologisch und ethisch hier wohl begründet von der christlichen Freiheit gesagt wird, die, mit Pater Delp gesagt, in der Begegnung mit Gott gründet, zu der wir befreit werden müssen, diesem gott-armen Menschen der Moderne zu vermitteln?

Der Autor bringt dazu, nach (II) der Einladung zu Gebet und Gottesdienst die (III) ekklesiologische, (IV) ministeriologische, (V) missionarische, (VI) ökumenische und (VII) dialogische Dimension des Glaubens ins Spiel.

Wird (III) das „Taufpriestertum“ durch das Urbild der hl. Familie in der Hauskirche und das Beispiel des seit den Bettelorden übergemeindlich orientierten Ordenslebens zur Heiligung geführt, so (IV) die Gesamtkirche durch das *ministerium* kirchlicher Ämter auf den drei Ebenen notwendiger, durch die apostolische Sukzession gesicherter personaler Repräsentanz des Evangeliums. Die sonntägliche Eucharistiefeyer in priesterarmer Zeit kann durch die Umstrukturierung der Gemeinden um die (nicht wesens-notwendig, aber wesens-„gemäß“ zölibatären) Priester (die Frage nach der weiblichen Ordination kann, da sie durch Johannes Paul II. erledigt wurde, allenfalls durch ein Konzil aufgegriffen werden) sogar gewinnen: die Gläubigen müssen sich eigens auf den Weg machen. Die Bedeutung des Bischofsamts wurde durch das II. Vatikanum wie bei Hippolyt (um 200) wieder voll sichtbar gemacht, nachdem es *nach* ihm die ganze Kirchengeschichte hindurch vom beim Priester verbleibenden Weiheamt weg in die jurisdiktionale Ebene gerückt war, was wieder zusammenzuführen war. Das auch auf der Ebene des Papstamts, das den

„Vorsitz in der Liebe“ innehat (nach einer Formulierung des Ignatius von Antiochien, die bei B. Altaner allerdings anders übersetzt wird) und auch vom Vorsitz in der Feier der Eucharistie her zu verstehen ist. Die grundlegenden Debatten hierzu und die Infragestellungen einzelner Positionen der Überlieferung in der kirchenhistorischen Forschung bleiben hier ausgespart. Es handelt sich um eine eher als dogmatisch-meditativ zu kennzeichnende Darstellung. In ihr spiegeln sich derzeit in der römisch-katholischen Kirche auf der Leitungsebene offenbar vorherrschende Sichtweisen, belegt durch Stimmen von Päpsten und Amtskollegen des Autors.

Da er zugleich (VII) ein „Heutigwerden des Glaubens im Dialog mit der Welt“ fordert – ein „aus dem Erbe des Zweiten Vatikanischen Konzils leben“ – blickt der evangelische Rezensent mit Interesse auf (VI) „die ökumenische Dimension“ des Glaubens. Indem bislang zwar auch evangelische Autoren, etwa Wolfhart Pannenberg, mehrfach erwähnt wurden, jedoch bei den dogmatischen, liturgischen und pastoralen Fragen der Glaubensverantwortung auf die ökumenischen Dialoge kein Bezug genommen wurde, fragt er sich, was diese Dimension der römisch-katholischen Sicht hinzuzufügen vermöchte. In einem der jüngsten Beiträge, einem Vortrag vor dem Institut Catholique in Paris 2018,

werden, mit Dank für viel Erreichtes, „elementare Herausforderungen in der Ökumene heute“ dargestellt anhand der „katholischen Prinzipien des Ökumenismus“, wie sie seit dem konziliaren Dekret *Unitatis redintegratio*, 1964, auf römisch-katholischer Seite den Weg vorgeben. Ist für die erste der drei großen Kirchenspaltungen in einer Kommission Roms mit den Altorientalischen Kirchen der Prozess von der Verständigung über die (einstmals grundlegende Trennungsproblematik der) Christologie zur Frage nach den Sakramenten fortgeschritten, und sind zur Spaltung Rom – Byzanz durch die Vereinbarung zwischen Papst Paul VI. und dem Patriarchen Athenagoras am vorletzten Konzilstag die gegenseitigen Exkommunikationen „dem Vergessen anheimgegeben“ worden, so dass weitere Fragen erörtert werden können, steht es im Verhältnis Roms zur „Spaltung in der Westkirche“ (442 ff) noch anders.

Während Rom mit den Ostkirchen „die sakramental-eucharistische und die episkopale Grundstruktur“ teilt, „ist in der Reformation ein anderer Typus des Kircheseins hervorgebracht worden“ (442). Die Klarheit dieser Aussage, die auch Kardinal Kasper dem Verdikt Papst Benedikt XVI. in *Dominus Iesus* (2000), evangelischerseits „nicht Kirche im eigentlichen Sinne zu sein“, entgegengesetzt hatte, eröffnet aber hier einen weiteren, neuartigen Weg des Dialogs: den

zwischen *Kirchen verschiedenen Typs*. Die „katholischen“ Prinzipien Roms werden in Dialog treten mit den ebenfalls „katholischen“, biblischen Prinzipien der Reformationskirchen, wenn die Wunden, die man sich innerhalb der Westkirche gegenseitig schlug, geheilt werden sollen. Als Gesprächsformate sind zwei angesetzt. Nach der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre ist in Erarbeitung begriffen eine analoge Gemeinsame Erklärung zu „Kirche, Eucharistie und Amt“. Ferner ist mit der mehrkonfessionellen „Gemeinschaft Europäischer Kirchen“ (GEKE) – ein erstaunliches Novum – der Versuch zur Verständigung begonnen, wie sich Kirche als „*creatura verbi*“ und Kirche „*veluti sacramentum*“ zueinander verhalten. Hier ist Kardinal Koch, Präsident des Päpstlichen Rates für die Förderung der Einheit der Christen, noch skeptisch (449). Umso mehr gebührt ihm Anerkennung dafür, diesen Versuch zu wagen. Gelänge er, wäre die Hoffnung auf eine „Einheit der Christen“ in der Gemeinschaft verschieden geprägter Traditionen aus im Osten wie im Westen geteilten Kirchentümern nicht mehr utopisch. Und alle in Kochs „Gottes Freude und die Freude an Gott“ gewürdigten geistlichen Güter göttlicher Gnade könnten zur Freude Gottes und der Christenheit freudig geteilt werden.

Manfred Richter

SÜNDE

Ingolf U. Dalferth, Sünde. Die Entdeckung der Menschlichkeit. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2019. 422 Seiten. Kt. EUR 32,00.

Der Untertitel des Buches ist zugleich sein Programm: Wer das Thema der Sünde recht entdeckt, entdeckt nichts weniger als die Menschlichkeit des Menschen. Und zugleich ist die lange Geschichte seiner Verdrängungen und Verdrehungen ein Panorama dessen, wie Menschen miteinander umgingen und dabei das *Humanum* verrieten. Nach einer ersten Einkreisung des Themas, die zugleich die Hauptthese exponiert („Ferne Erinnerungen“, 19–129) werden dafür theologische Denktraditionen (u. a. Augustin, Thomas von Aquin, Luther, Melancthon und Schleiermacher) abgeschritten. Es folgen ausführliche exemplarische Lektüren aus der (religions-)philosophischen Tradition, u. a. von Leibniz, Kant, Kierkegaard, Tillich, Heidegger und Nietzsche. Nach Bemerkungen zur Sündenthematik in der Sex/Gender-Debatte, den Post-Colonial Studies und zu zeitgenössischen Bemühungen, das Thema ganz loszuwerden, wird mit „Der Sinn der Sünde“ (391–418) die Hauptthese inhaltlich angereichert abschließend präsentiert.

Menschen könnten so leben, dass sie mit der Gegenwart Gottes